Zeitschrift: Jahrbuch der Geographischen Gesellschaft Bern
Herausgeber: Geographische Gesellschaft Bern
Band: 54 (1980)

Artikel: Natrongewinnung am Tschadsee
Autor: Gardi, René
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-960335

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Natrongewinnung am Tschadsee

Von René Gardi*

Im Jahr 1975 lebte ich einige Zeit in Nguigmi, einer kleinen Stadt an der Nordwestecke des Tschadsees, in der östlichsten Provinz Manga der Republik Niger. In diesem kleinen Marktflecken liegt der Schnittpunkt alter Karawanenstrassen, es ist ein wichtiger Handelsplatz für Nomaden und sesshafte Bauern. Gehandelt wird mit der Hirse, man findet geräucherten Fisch vom See, Datteln und Salz aus Bilma und Natron.

Das Natron wird am Südrand des Marktes gehandelt, und da erlebte ich ein unerwartetes Wiedersehen mit ovalen Salzplatten, denen ich dreiundzwanzig Jahre früher bereits am Nordende des Tschadsees auf dem Territorium der Republik Tschad begegnet war. Genau wie damals in Bakassola und Bol standen nun hier an eine Palme angelehnt die Wagenrad grossen Platten, daneben aber wurden Bruchstücke in Säcke gestopft. Diese wurden nicht, wenn sie annähernd gefüllt waren, wie hierzulande zugebunden, sondern man baute kunstvoll über das Sackende hinaus einen Turm aus Natronbrocken und nähte dann umständlich eine Haube auf.

Im Schatten eines Baumes sassen träge zwei Soldaten und kassierten im Auftrag der Behörden «la taxe» ein, eine Natronsteuer. Man zählte bei einer eben angekommenen Karawane die Zahl der Lasttiere. Für sieben Kamellasten hatte nun der Besitzer sieben mal zweihundert francs in Landeswährung zu bezahlen, das entspricht genau vier französischen Franken pro Lasttier.

Die grossen Platten stammten aus der Republik Tschad, die Bruchstücke aus der Gegend von Bélabérime, einem kleinen Ort etwa fünfundvierzig Kilometer nordöstlich von Nguigmi. Jedermann spricht von Natron, es handelt sich um Natriumkarbonat, das, bevor es zu stark verwittert ist, molekulares Kristallwasser enthält. Dieses Salz kennen wir unter dem Namen Soda, das aber hier meistens noch mit allerlei andern Salzarten vermischt ist.

Das Natron bildet sich in den seltsamen «cuvettes», die für den Manga und das Nordende des Tschadsees so charakteristisch sind: flache Pfannen, manchmal kreisrund, oft oval. Diese 'Dayas' liegen in einer dornigen, kargen und wüstenhaften Steppe. Nicht in jeder dieser Mulden ist es möglich, Natron zu gewinnen, das hängt natürlich vom Untergrund ab. Steigt der See, so steigt auch der Grundwasserspiegel in den nahe beim See gelegenen Dayas. Liegen nun unter den sand- und tonbedeckten Schichten reiche Lager von Natronsalzen aus frühern geologischen Zeitaltern, so enthält das aufsteigende Grundwasser natürlich gelöste Salze. Diese Sole verdunstet allmählich, und es bleiben dicke Natron-Krusten zurück. Eine nasse, neugebil-

* Dr. h.c. René Gardi, Reichenbachstrasse 74, 3004 Bern

Abbildung 1: Natronmarkt in Nguigmi. Die Säcke enthalten Bruchstücke, die einen viel geringern Handelswert haben als die ganzen Platten. Dieses Bild und N° 8 stammen aus dem Jahr 1975, alle andern aus dem Jahr 1952. Es belegt, dass der Natronhandel immer noch blüht.

dete Sodaschicht ist noch braun und glänzt kristallen, aber bereits ein paar Stunden, nachdem man sie aus dem Tümpel gehoben hat, verändert sich ihr Aussehen. Sodaplatten, die in der trockenen Hitze liegen, verlieren bald einen Teil des gebundenen Wassers, sie werden an der Oberfläche flockig und vor allem blendend weiss. Aus diesem Grund erscheinen einem alle Natronlöcher aus der Ferne betrachtet als überhelle, staubige Wüsteneien.

Vermutlich wurde nördlich des Tschadsees seit Jahrhunderten Natron gebrochen, das in den Viehzuchtgebieten des Niger, in Nordkamerun, in Nigeria und im Tschad noch heute als Lecksalz Verwendung findet. Es galt als Ersatz fürs Bilmasalz, weil es billiger war. Der Aufenthalt in Nguigmi bewies mir, dass der Natron-

handel mehr als 20 Jahre nach meiner ersten Reise an den Tschadsee immer noch blüht.

Ich habe seinerzeit der Gewinnung der Salzplatten beigewohnt, die fast unmenschlichen Bedingungen erlebt, unter denen die Menschen arbeiteten. Nach allem, was ich nun von den Karawanenleuten in Nguigmi hörte, hat sich seither kaum viel verändert. So schreibe ich nun ein paar Seiten aus meinem Reisetagebuch vom Jahr 1952 ab, und da mein Buch «Tschad», das nach jener Reise entstand, seit vielen Jahren vergriffen ist, wird das, was ich nun hier erzähle, für viele meiner Leser neu sein. Wir waren damals zu dritt, und als Führer hatte ich Monsieur Cucus verpflichten können, der uns über den See nach einem kleinen Dorf namens Bakassola brachte. Er war nach der Demobilisation der Armee am Ende des Weltkrieges im damaligen Fort Lamy, dem heutigen N'Djamena, der Hauptstadt des Tschad, nicht nach Frankreich heimgekehrt, sondern in Afrika geblieben. Dort, am Nordende des Sees, hatte er sich als kleiner Händler installiert.

Nie werde ich die Ankunft in Bakassola vergessen können. Etwa um drei Uhr nachmittags entdeckten wir die ersten runden Strohdächer. Wir fuhren weiter dem Schilfgürtel entlang, bogen nach rechts, und da lag der Hafen plötzlich vor uns.

Es nimmt mir den Atem, ich springe auf, klopfe Monsieur Cucus auf die Schultern, er strahlt über sein ganzes Gesicht, seine Sorgenfalten sind für einmal verschwunden, weil er erlebt, wie begeistert ich bin. Cucus hat nicht übertrieben, es ist so toll, so farbenfroh und grossartig, dass man überhaupt nicht übertreiben kann.

Dutzende von Papyrusbooten liegen eng aneinandergedrängt im Wasser, ein Wirrwarr von Flössen, Holz und Waren, von Menschen und Salzplatten. Zu einigen mächtigen Kotokopirogen, gewaltigen Trögen gleich, die buchstäblich aus einzelnen Planken zusammengenäht sind, tragen Knechte auf schwarzen Schultern weisse Natronplatten. Am Ufer trocknet in der gleissenden Helle ein Riesenlager von schneeweissem Salz, lauter runde und ovale Platten, die in Reihen hochkant hintereinander stehen. Eben sind einige Karawanen angekommen. Dunkelhäutige, armselige Knechte befreien mit viel Geschrei und Gefuchtel brüllende Kamele, stampfende Büffel und geduldige Esel von ihren Salzlasten. Buntgekleidete Händler feilschen bereits um die neue Ware.

Welch ein Zusammenprall von Wüste und See! Da sind die Karawanentiere, geschunden und misshandelt, die gierig zur Tränke drängen. Sie schlurfen durch feinsten, staubigen Sand. Die Knechte sind Menschen der Wüste, teilweise mit der hellen Haut der Araber und Fezzanesen; auch Tubu sind darunter. Dorniges Kraut am Ufer, heisse Sonne über dem hellen Platz, der so hell das Licht reflektiert, dass man stets die Augen etwas zukneift. Ein Volk von Nomaden, das am Strand lagert, Menschen aus allen Himmelsrichtungen der Wüste.

Aber im blauen Wasser spiegeln sich die strohigen Kadeyen – so heissen die Papyrusflösse –, nackte Kinder schwimmen, Fischer tragen ihre Barsche zum Röstfeuer; eine Piroge gleitet durch die Bucht, und jenseits, vor der Wand der Papyrusstauden, täuschen Seerosen Lieblichkeit vor, dort wo nachts der Kaiman jagt.

Kamele und Papyrusflösse, Sand und Wasser, dornige Mimosen neben Sumpfblumen. Eine lagernde Karawane, sonnenverbrannte und ausgedörrte Leute aus dem Norden, und daneben eine Horde von Buduma, die ein harpuniertes Krokodil dem Ufer entlang schleifen.

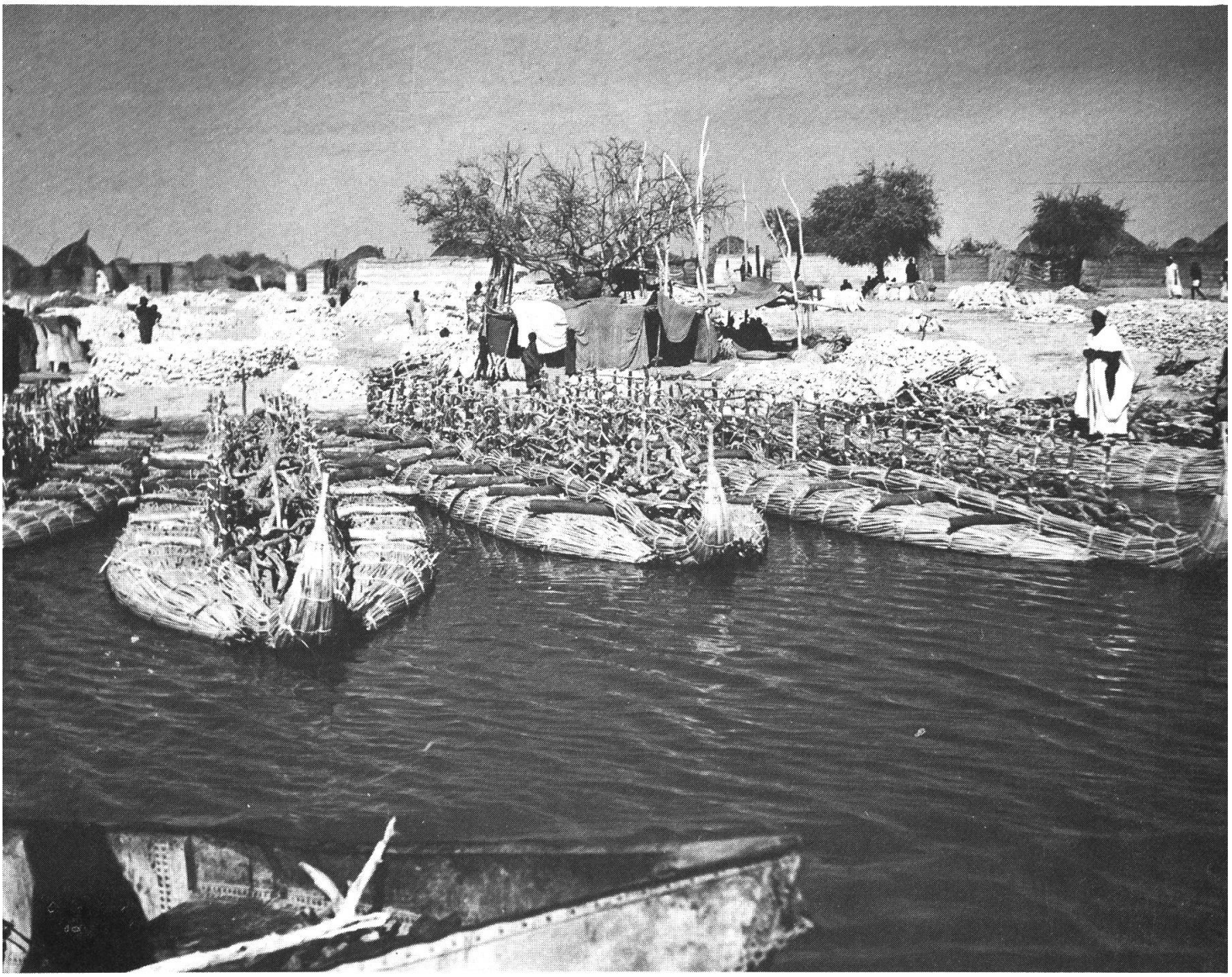

Abbildung 2: Salzlager im kleinen Hafen des Ortes Bakassola. Jede dieser «Kadeyen» – Flosse aus den Stengeln des Papyrus – transportierte bis zu fünf Tonnen. Jetzt sind diese seinerzeit typischen Flosse am Verschwinden.

In Bakassola wird also das Natron, das mit allerlei Karawanentieren, mit Büffeln, Eseln und vor allem Kamelen aus den Dayas im Norden ein oder zwei Tagesreisen weit an den See gebracht wird, auf Kadeyen und Pirogen verladen, dann südwärts gebracht. Sesshaft sind in Bakassola Kanembu, es sind Ackerbauern und Viehzüchter, aber sie sind fast alle am Salzhandel beteiligt, sei es als Knechte, welche Salzplatten vom Marktplatz zum Hafen und auf die Flösse und Boote tragen, sei es, dass sie sich als Karawanenführer verdingen oder mit eigenen Tieren Transporte ausführen. Bloss einige wenige Reiche des Dorfes handeln mit Natron, und die paar Handwerker finden selbstverständlich in der Salzzeit auch Arbeit genug.

Solange wir in Bakassola weilten, herrschte ununterbrochen ein lebhafter Betrieb. Täglich kamen nachmittags die Karawanen an, täglich wurde gehandelt und gefeilscht, die Ware gerühmt oder herabgewürdigt. Da fuhren Pirogen weg und kamen neue Ka-

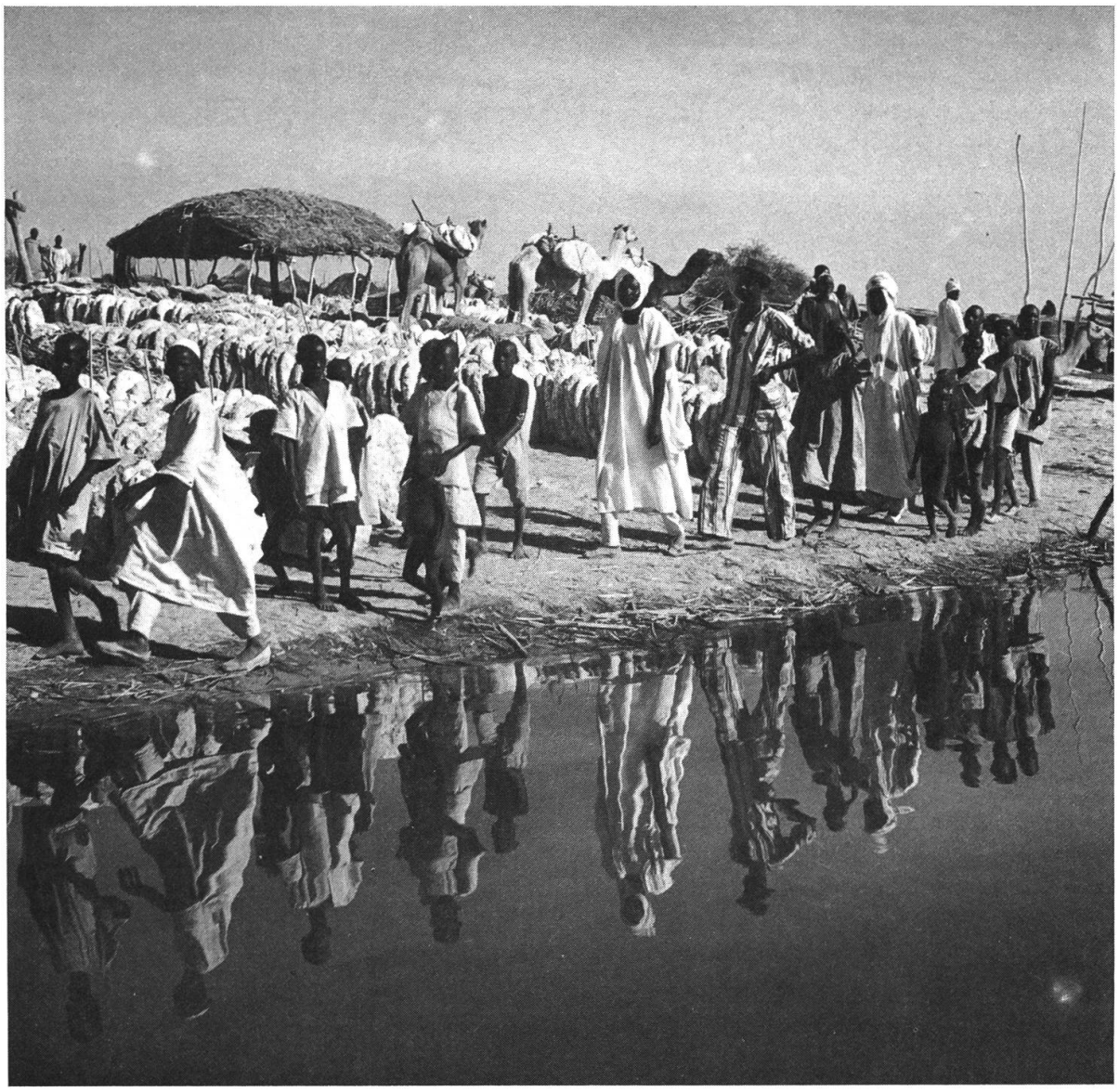

Abbildung 3: Salzlager im kleinen Hafen von Bakassola. Die wertvollen Platten sind ein bis zwei Karawanentage weit aus dem Norden bis an den See gebracht worden.

deyen an, und am Strand sassen all die Nomaden des Sees und warteten auf Fracht. Sie flickten ihre Flösse, flochten Matten, schuppten Fische sauber. Frauen mahlten auf Steinmühlen Hirsekörner zu Mehl, wuschen am Wasser ihre armseligen Lumpen sauber. Büffel, Esel und Kamele standen gelangweilt in der Hitze oder wälzten sich im Sand, Haussahändler belebten in ihren bunten Trachten und den geflochtenen breiten Hüten die Dorfstrassen, und die helle Sonne spiegelte sich in den Strausseneiern, die da und dort die Strohgiebel der Hütten zierten.

Eines Tages rüsteten wir in Bakassola eine kleine Karawane aus, um endlich zu sehen, wo die Natronplatten herkamen. Wir hockten auf unbequemen kantigen Lastsätteln, die man mit einigen dünnen Decken zu Reitsätteln verwandelt hatte. Voraus ritt Dschaby, als Führer, Begleiter und Dolmetscher. Wir hockten auf magern Kamelen, er auf einem kleinen schwarzen Pferd, das so niedrig war, dass er seine Beine, nahm

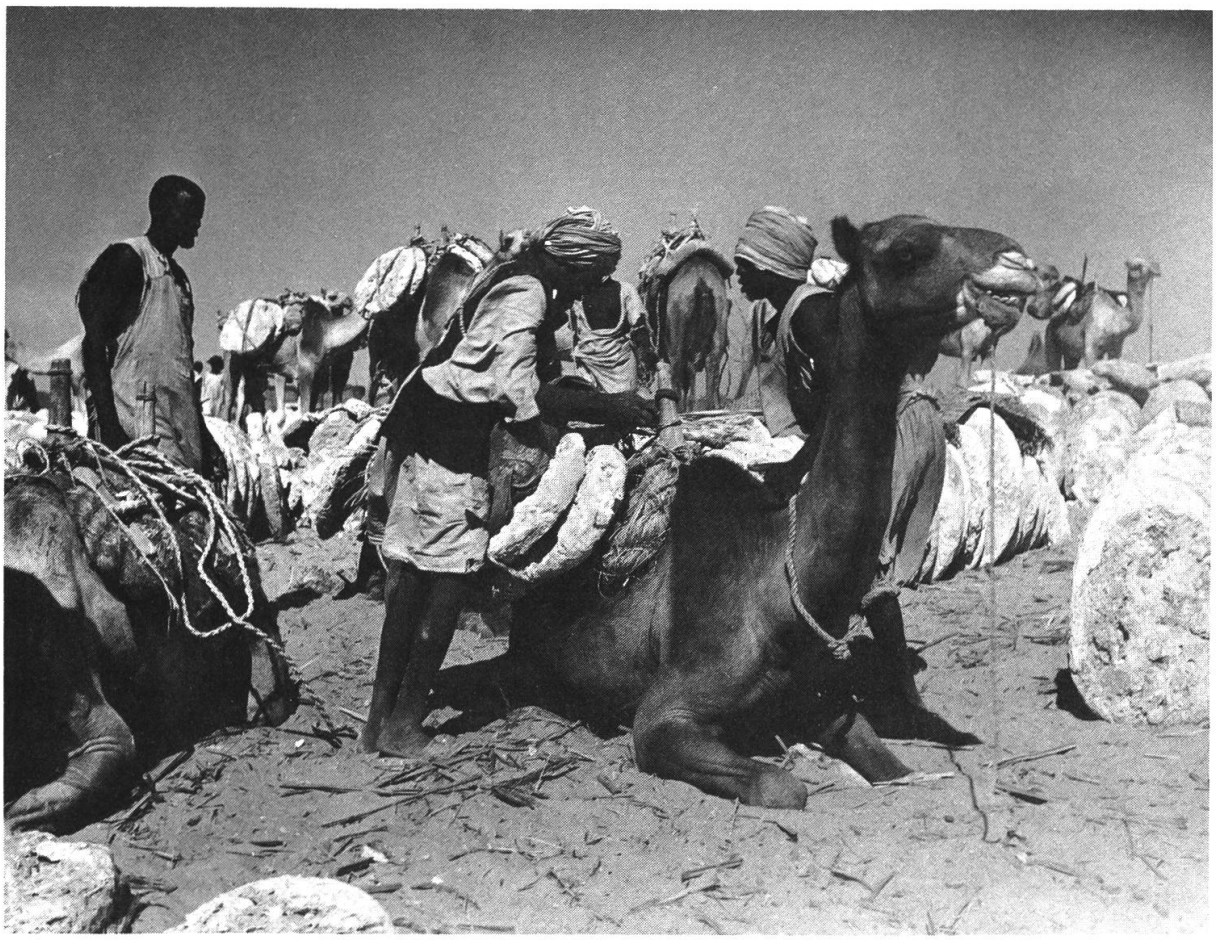

Abbildung 4: Ankunft einer kleinen Karawane. Jedes der Tiere trug vier Platten zu etwa fünfundzwanzig Kilogramm Gewicht. Meistens waren es Nomaden aus dem Norden, die während der Salzzeit mit ihren Tieren die Transporte besorgten.

er sie aus dem Steigbügel, fast über den Boden schleifte. Schräg übergehängt hatte er eine Flinte, aber Munition dazu besass er vermutlich nicht. Nun, das Gewehr am Rükken stärkte sein Selbstvertrauen, es unterstrich, dass er sich über das gewöhnliche Volk der Karawanenleute erhaben fühlte.

So ziehen wir also zusammen durch die staubige, dornige Wüstenei, es geht im gleichen, ewig gleichen Schütteltrott. Da sitzen wir in unsern harten Sätteln, rutschen ab und zu hin und her um ein weicheres Plätzchen zu finden, einer harten Stelle oder einem rauhen Seil zu entrinnen. Man schnalzt mit der Zunge, ruft «ritsch aforr, ha» oder hebt sein Rütlein, um das lahme Tier etwas anzufeuern.

Die Tiere schlurfen durch den Sand. Das dornige Gestrüpp wirkt dürr und versengt, und Franz zitiert eine Stelle aus dem «Olympischen Frühling» und spricht mit Spitteler von der Wüste, «die unendlich ist und niemand nützt». Wir stolpern über Schakallöcher, ducken uns unter den scharfen Dornen der spärlichen Bäume und versuchen die Reittiere davon abzuhalten, bei jeglichem Gestrüpp stehen zu bleiben und wie Giraffen den Kopf nach grünen Blättern an den hohen Mimosen oder am Judendorn zu strecken. Bienenfresser flattern da und dort durchs Gebüsch, Blauracken lärmen davon, und irgendwo ziehen in die Ferne offenbar über einem Kadaver ein paar nackthalsige Geier ihre Kreise.

Wir trafen Eselsreiter, die fröhlich grinsend grüssten und emsig ihre armseligen Tiere schlugen, ihnen mit Knien und Fersen ständig in die Fesseln und in den Bauch stiessen, damit sie auf ihren Zündholzbeinen überhaupt noch gingen.

Wir begegneten Salzkarawanen, die südwärts zogen, Kamelen, wohlausgerichtet eines hinter dem andern, oder überlasteten Büffeln. Viele dieser Karawanenleute kamen weit her, um nun während zwei oder drei Monaten mit dem Salztransport etwas Bargeld zu verdienen. Wir trafen Männer aus dem Ouadai, aus Ennedi und dem Manga, und mir schien, dass Kamelbesitzer sich mit ihren Tieren ähnlich verhalten wie norwegische Reeder, die ihre Schiffe ohne festen Kurs auf Trampfahrten schicken, wo man Fracht erhofft. Zur Salzzeit tauchen offenbar diese Transporteure der Wüste auf und verschwinden nachher wieder.

So ritten wir weiter durch die wüstenartige Brousse. Voraus ging das Tier unseres Boys Mamadu, und da es neben dem Boy auch die Lebensmittelkiste und eine grosse Korbflasche trug, plätscherte vor uns her stets aufregend laut das Trinkwasser.

Es war trocken, staubig, heiss, die Zunge klebte längst am Gaumen, die Lippen begannen zu springen, und das Hemd klebte am Körper, aber da vorn, uns vor der Nase, plätscherte nahe und doch unerreichbar fern Wasser. Und Franz sang munter dazu: «Ich hört ein Bächlein rauschen . . .»! Und so verging der erste Reisetag. Am Rande eines kleinen Dorfes namens Kaya verbrachten wir unter einem Baum die Nacht. Der Dorfchef brachte uns, wie es damals üblich war, ein paar Hühner und Eier, der Kameltreiber ging mit seinen Tieren zu einem kümmerlichen Weideplatz und Mamadu suchte sich etwas Holz zusammen.

Der Sonnenuntergang war wieder einmal betörend schön. Grasgrüne Euphorbien reckten sich in den glutroten Himmel. In der Pfanne bruzzelte das Huhn und im Topf summte das Teewasser. Wir lagerten auf Matten im Sand, schauten in die Glut des Feuers, und waren ehrlich müde und schläfrig. Dann las uns Franz noch eine Stelle aus seinem Spitteler vor, den er sich als Lektüre mitgenommen hatte:

«Hier ruht sich's weich, man könnte sich im Bette wähnen,
Schloss Aug und Ohr und öffnete den Mund zum Gähnen.
Behagen stöhnt aus selbstzufriednem Herzensgrunde,
Und sägend röchelte der Schnarch ihm aus dem Munde.»

Das ist aus dem 6. Gesang, Poseidon mit dem Donner im «Olympischen Frühling». So krochen wir bald in die Schlafsäcke, und sägend röchelte der Schnarch uns wenig später aus dem Munde.

Am nächsten Tag stand ich dann im dürftigen Schatten einer Dumpalme, am Rand einer Daya, in welcher gearbeitet wurde. Eine gleissend helle, weite Mulde. Am jenseitigen Ufer zieht eine grosse Karawane dahin, die hintern Tiere sind in einer Staubwolke fast verschwunden. Zu meinen Füssen ist wie in Bakassola ein Salzlager aufgeschichtet worden. Da stehen mit Ocker und Indigo markierte Platten. Draussen aber in der Daya wimmelt es von Menschen. Wie schwarze Ameisen schuften sie halb nackt zwischen aufgetürmten Haufen, sie stochern in tiefen Mulden, sie hocken auf der Erde und behauen die Salzblöcke. Die ganze, weisse Fläche scheint umgebrochen zu sein.

Ich gehe hinunter, dringe in den ausgetrockneten Natronsee ein, stolpere über krustige Blöcke, klettere über kantige Salzhaufen und weiche den braunen Pfützen aus, die dazwischen liegen.

Abbildung 5: Eine «Daya» – ein Natronsee im Norden des Tschadsees – kurz vor dem vollständigen Austrocknen. Über der dunkelbraunen Sole bildet sich allmählich eine dicke Kruste, die herausgebrochen wird.

«Lalé, Lalé!», grüssen die Leute, die sich in kleinen Gruppen in den Löchern mühen. Ich setze mich zu ihnen, schaue zu und photographiere. Einige stehen am Rand der Pfützen, die manchmal mit einer dicken Schicht trügerisch zugedeckt sind. Wirft man einen Klumpen Salz hinein, bricht die Decke entzwei, dunkelbraune Sole spritzt hoch. Da drin stehen die Männer, und mit langen Holzstangen, die eine Metallspitze tragen, stechen sie ovale Platten aus. Sie stehen breitbeinig mit nackten Füssen auf dem kantigen Salz, heben ihre Stangen hoch und stossen sie kräftig ins Salzlager, bis sich langsam deutlich die gewünschte Plattenform zeigt. Sie stossen und stochern und brechen die widerspenstigen Platten los. Von den dunkelbraunen oder fast schwarzen Leibern rinnt der Schweiss. Die Kleider, kurze, aufgekrempelte Hosen oder bloss Lendentücher, sind zerrissen, die Hände sind zerschunden wie die Füsse und mit weissen Salzkrusten überzogen.

Ganz wenige tragen Sandalen aus weichem Ambadschholz, die meisten leiden an entzündeten Fusswunden. Die Sonne brennt heiss und blendet wie auf Frühjahrsfirn. Durst quält die Menschen, aber das Süsswasser ist rar. Welch ein Inferno!

Abbildung 6: Mühselig und qualvoll war das Tagwerk der Salzarbeiter. Grossvater und Enkel lösen mit ▶ nackten Füssen in der beissenden Lauge stehend die Natronplatten aus der Kruste.

Abbildung 7: Stets waren es nur die «Adad», Männer der untersten Kaste der Kanembu, welche in einer Art Leibeigenschaft mit einfachsten Arbeitsgeräten das Natron zu Platten behauten.

Nie werde ich den Anblick all der krummen Rücken vergessen, nie die geschundenen Hände, die verletzten Füsse. Die armseligen Knechte wischen sich den Schweiss, der mit ätzendem Sodastaub vermischt ist, aus den entzündeten Augen, sie verscheuchen die Fliegen aus ihren Wunden, sie lechzen nach Wasser, das ihnen keiner bringt.

Und so jeden Tag während vieler Stunden, und so jedes Jahr während vier oder fünf Monaten, und was sie dabei nach Abgabe aller Steuern und Tribute an die Feudalherren und Besitzer verdienen, reicht gerade knapp das Leben zu fristen.

Ich fand es damals nicht übertrieben, von Leibeigenschaft und Hörigkeit zu sprechen, wenn von den Salzarbeitern die Rede war. Die meisten waren durch Schulden ans Loch gekettet.

Da wollte einer ein paar Ziegen anschaffen, ein anderer gedachte zu heiraten und brauchte Geld, der dritte hatte eine Familie zu ernähren. So verlangten sie bei ihren Herren Vorschüsse. Meistens hatten sie den Verdienst der neuen Saison bereits verbraucht, bevor diese nur angefangen hatte.

Auf diese Weise, ich glaubte es Dschaby gerne, der mir davon erzählte, gelang es vielen nie mehr, den Schulden los zu werden. Wohl hatten sie am Ende der Salzzeit ihre Vorschüsse in Form von Natronplatten zurückbezahlt, aber um bis zur nächsten Salzzeit, die mehr als ein halbes Jahr später begann, leben zu können, entstanden wieder neue Schulden, und aus diesem Teufelskreis auszubrechen war kaum möglich. Doppelte Leibeigenschaft also: Einerseits durch übertrieben hohe Abgaben – vier bis fünf von zehn produzierten Platten verlangten die Besitzer, Aufseher und Dorfchefs – und andrerseits durch die Knechtschaft der Verschuldung.

Fast fünfundzwanzig Jahre später begegnete ich nun wieder dem Natronsalz. Es war natürlich nicht zu vermeiden, dass ich Vergleiche zog. Damals arbeitete man im Dienst eines Feudalherren und hatte unsinnige Tribute abzuliefern. Was ich nun in Nguigmi, in der Republik Niger erfuhr, gefiel mir besser. Hier hatte jedermann das Recht, Natron zu gewinnen. Abgaben waren allerdings auch zu entrichten. An Stelle eines launischen, unberechenbaren Chefs war nun die Obrigkeit getreten, der Staat. Je nach der Marktlage mussten die Salzleute zwanzig bis dreissig Prozent des Wertes bezahlen. Immer noch eine hohe Steuer, fand ich, da aber auch der Wert des Salzes gestiegen war, wog diese Steuer doch entschieden weniger als seinerzeit die fünfzigprozentigen Abgaben im Tschad.

Es war selbstverständlich, dass ich nun auch hier so viel später die Natrongewinnung kennen lernen wollte. So fuhren wir eines Tages von Nguigmi aus in unserm Landrover auf einer Piste nordostwärts nach Bélabérime. Sie war miserabel und auch nicht markiert. Ausserdem hatten wir uns verfahren und mussten einen Alten, der da auf seinem Esel gemächlich daherritt, nach dem Weg fragen. Für die fünfundvierzig Kilometer, die Nguigmi von Bélabérime trennten, benötigten wir mehr als zwei Stunden. Ausser dem Mann und dem Esel, hatten wir kaum ein anderes Lebewesen gesehen: ein paar Erdhörnchen, drei Krähen, zwei Gazellen und eine grosse Trappe. Wir fuhren auf dem breiten Landgürtel zwischen dem gegenwärtigen Seeufer und dem alten Strandwall, aber Wasser haben wir auf dieser Reise nie zu Gesicht bekommen. Die alten Dörfer, alle mit verlotterten Kegeldachhütten, waren menschenleer. Die Bauern waren näher an den See umgezogen.

Bélabérime ist eine kleine Siedlung, die von Kanembu bewohnt ist. Ein Sanitäter betreut in einer neuen kleinen, vorfabrizierten Krankenstube die Bevölkerung, und erst seit 1973 versucht man in dieser Gegend auch die Kinder zum Schulbesuch zu verlocken. Der Erfolg war mässig, noch heute bringt man auch in dieser Gegend die starrköpfigen Buduma und Kanembu fast nur mit Gewalt dazu, wenigstens einige ihrer Kinder zur Schule zu schicken.

Ein freundlicher junger Lehrer, der uns sein Leid über den Starrsinn dieser Leute und über die Isolation, in der er mit seiner kleinen Familie lebte, geklagt hatte, begleitete uns dann zur nächsten Natronpfanne. Genau, wie ich es von früher kannte: Eine weite Mulde von doch etwa fünfhundert Metern Durchmesser. Blendend hell, fast weiss. Kaum bewachsene Dünen ringsum. Wir stiegen hinab und fanden einen

einzigen Mann an der Arbeit. Er hackte kleinere oder grössere Brocken eines nicht sehr reinen Natronsalzes von der Oberfläche los.

Seit 1967 sei die Cuvette nie mehr mit Grundwasser gefüllt gewesen. Seit Jahren also sei kein neues Natron mehr nach oben getragen worden. So war wohl zu begreifen, dass man hier keine grossen, ovalen Platten losbrechen konnte. Alljährliche spärliche Regen sorgen dafür, dass sich das Salz im Erdreich löst. Beim Austrocknen bilden sich dann Krusten.

Eine zweite Salzpfanne fanden wir nördlich der ersten, aber auch dort wurde kaum gearbeitet. Am Rand hausten in einer kreisrunden Strohhütte zwei Soldaten als Beauftragte der Obrigkeit, die hier die Natrongewinnung einigermassen kontrollieren und für Ordnung sorgen sollten. Die zwei freundlichen Burschen, ein hellhäutiger Sudanaraber, der andere ein dunkler Kanuri, luden uns zum Tee ein und bewirteten uns mit luftgetrocknetem Gazellenfleisch, das sie aus dem Geäst ihres Hausdaches herunterholten.

Anderthalb Wochen vorher hatten die beiden zwei Kameraden abgelöst, und nun überwachten sie als Kamelreiter fünf oder sechs dieser Natronpfannen rings um Bélabérime. Seit sie hier seien, hätten Nomaden hundertdreissig Kamellasten, also zweihundertsechzig Säcke Natron nach Nguigmi transportiert. Keine Platten, sondern nur Bruchstücke, deren Handelswert bedeutend geringer ist. Zweihundertsechzig Säcke in zehn Tagen, das ist nicht besonders viel, aber diese Natrongewinnung verschafft doch allerlei Verdienst.

An jenem Tag lagerte ein junger Tubu mit einem kaum fünfzehnjährigen Gefährten bei den beiden Wächtern. Sie stammten aus der Gegend von Koufey, einem Brunnen, der etwa siebzig Kilometer nördlich von Nguigmi liegt. Usman, so hiess der junge Nomade, schickte sich nach einer Natronkampagne von vier Wochen an, zu den Zelten seiner Sippe heimzukehren. Mit fünf Kamelen hatte er während dieser Zeit das Salz, das die beiden zusammengekratzt hatten, in sechs Reisen auf den Markt von Nguigmi transportiert und dort verkauft.

Usman war mit einem der Wächter befreundet, und als ich ihm nun mit Hilfe des Soldaten begreiflich machen konnte, ich sei kein Steuereinzieher, verlor er sein Misstrauen und wurde gesprächig. So kam ich zu allerlei Unterlagen und Zahlen, und ich hoffe, man wird nicht ohne Anteilnahme lesen, was ich nun hier zu berichten habe:

An einem Montag vormittag waren die beiden Tubu mit ihren fünf Kamelen in Nguigmi aufgebrochen. Der Weg ist mühsam und beschwerlich, und so erreichten sie die nördlichste der Dayas von Bélabérime – nach Usman's Meinung der günstigste Platz – am gleichen Tag nicht mehr. Sie waren also gezwungen, die Nacht «draussen» zu verbringen. Daran waren sie als Kamelhirten natürlich gewohnt. Erst im Verlauf des nächsten Vormittages gelangten sie an ihr Ziel. Sie brauchten zusammen dann einen ganzen Arbeitstag, bis sie ihre fünf Kamellasten zusammengekratzt hatten. Das bedeutete, dass sie am Mittwoch erst gegen Mittag den Rückmarsch – fünfundvierzig Kilometer weit – antreten konnten. Im Verlaufe des Donnerstag erreichten sie den Markt von Nguigmi, und hatten sie Glück, so war das Natron bereits am Freitag gegen Mittag verkauft. Sofort hernach traten sie die zweite Reise an, und da Usman und sein Knechtlein fleissige Leute waren, brachten sie es in diesem Monat doch auf sechs Reisen.

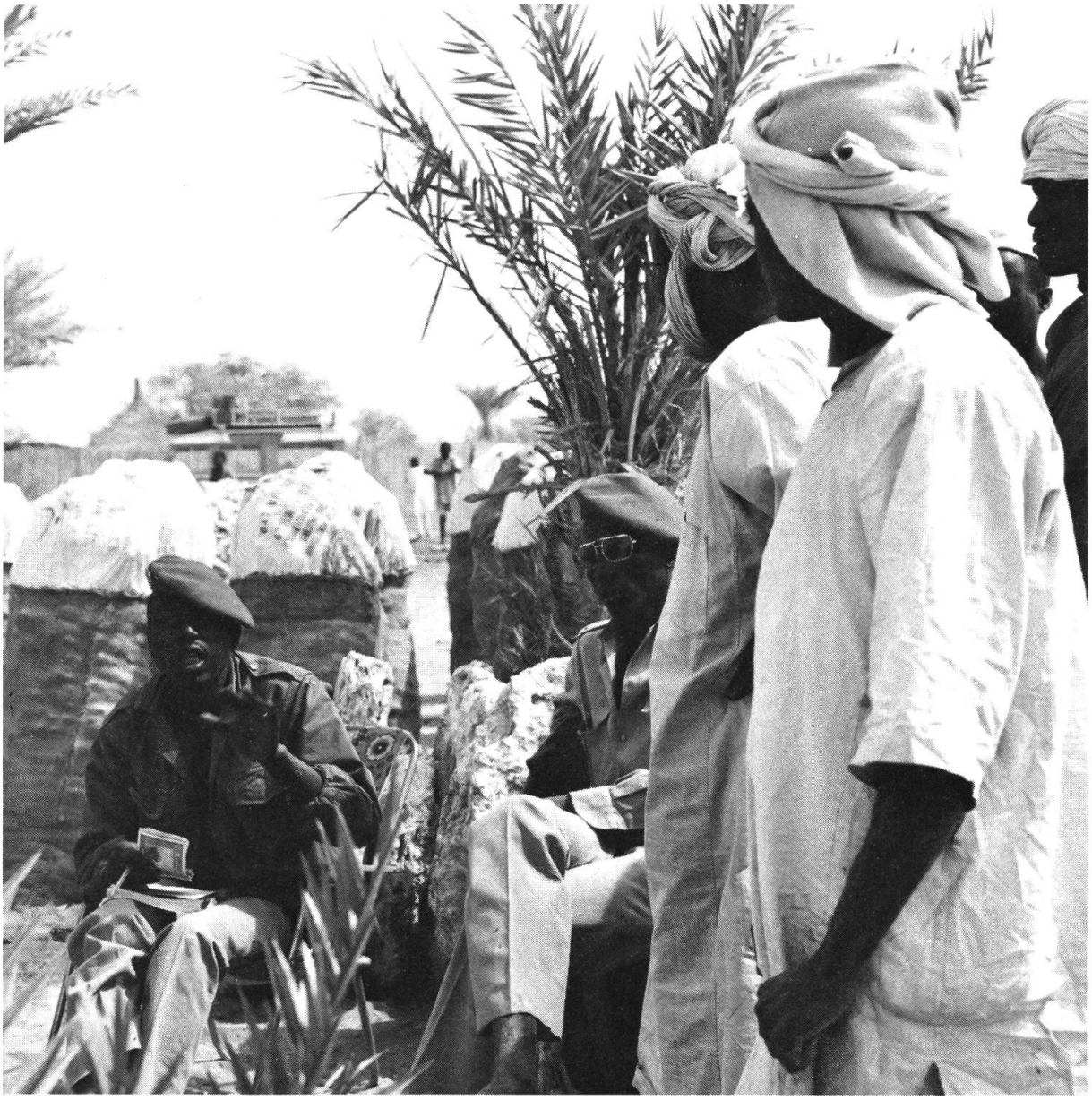

Abbildung 8: Auf dem Markt von Nguigmi haben Verkäufer dem Staat eine ziemlich hohe Steuer zu entrichten (1975).

Die fünf Lastkamele trugen also dreissig Lasten Natron nach Nguigmi, und mit dieser Information versuchte ich nun den Monatsverdienst des Usman herauszufinden. Das ist nicht ganz einfach, denn der Marktpreis ist mancherlei Schwankungen unterworfen und ganz unstabil. Wie soll ein Nomade die Gründe begreifen, dass sich von Woche zu Woche die Preise ändern? Er ist als unwissendes Kind der Wildnis den Händlern mehr oder weniger ausgeliefert. Der Schutz, den ihm die Obrigkeit vor Ausbeutung gewährt, ist gering. Im Gegenteil, man kassiert 200 CFA pro Kamellast ein ohne Rücksicht, was man gerade dafür gelöst hat.

Ich schloss nach dem, was Usman berichtet hatte, auf einen Durchschnittspreis von 700 CFA pro Last. Da er dreissig Lasten verkaufen konnte, entsprach das einer Einnahme von 21 000 CFA. Davon musste er dem Staat dreissig mal 200 CFA abliefern, also 6000 CFA, so dass ihm nach einem Monat pausenloser Arbeit zu zweit

mit fünf Kamelen 15 000 CFA übrig blieben. Das sind genau 300 französische Francs.

Dieser Gewinn war etwas geringer als der Monatsverdienst, den man damals in Nguigmi einem ungelernten Arbeiter bezahlte. Ich hatte anzunehmen, dass man wie es dortzulande immer noch üblich ist, den Knaben wohl ernährte, ihm vielleicht ein Geschenklein machte oder ein paar Hosen kaufte, aber keinen Lohn bezahlte.

Als ich den Tubu fragte, ob er zufrieden sei mit dem Ertrag seiner Arbeit, wusste er keine Antwort. Auf dem Markt war er ein Fremdling, hatte keinen Einfluss auf die Preise und stellte sicher auch nie die Frage, wieviel wohl die Händler nun am Natron verdienten, das er ihnen gebracht hatte.

Als ich weiterbohrte, stellte sich heraus, dass Usmans Verdienst noch geringer war, denn ihm gehörten nur zwei Kamele seiner kleinen Karawane. Besitzer des dritten Tieres war der Vater des Knaben, die restlichen zwei hatte ein Nachbar mitgegeben. Diese Besitzer verlangten natürlich auch noch ihren Anteil am Ertrag.

Die Natron Kampagne auf dem Markt von Nguigmi dauert etwa vier Monate. Nur ein kleiner Teil der Ware stammt aus den Dayas von Bélabérime, der Rest wohl aus der Republik Tschad. Genaue Zahlen konnte ich nicht erfahren, aber nach unsern Schätzungen wurden doch einige hundert Tonnen umgesetzt.

Zwei Tage später haben wir Usman auf dem Markt von Nguigmi noch einmal getroffen. Er war fröhlich und freute sich auf die Heimkehr, denn er reiste ja nicht mit leeren Händen. All sein Geld, das ihm gehörte, hatte er verbraucht. Er hatte zwei Ledersäcke mit Vorräten vollgestopft, mit getrockneten Tomaten, Sardinenbüchsen, Zucker und Tee, er hatte Zündhölzer gekauft und etwas Tabak, und seiner jungen Frau brachte er noch ein Stück Tuch.

René Gardi's Afrikareisen

1948	Erste Saharareise bis in den Hoggar
1950	Djanet (Algerien) durchs Tassili N'Ajjer bis Ghat (Libyen) Flug nach Fort Lamy (jetzt N'Djamena, Süd-Tschad, per Flugzeug weiter bis in den Kongo (jetzt Zaire) zu den Bakuba
1951/52	Mit VW-Bus ab Bern durch die Sahara nach Fort Lamy. Tschadseetraversierung, nordwärts zu den Natronseen. Zum Schluss erster kurzer Aufenthalt in den Mandara Bergen. (Nordkamerun)
1953	Erster längerer Aufenthalt in den Mandarabergen (Nordkamerun)
1955	Erste Reise in die Alantika Berge, zum Schluss in Pirogen den Logone hinab bis Pouss. (Nordkamerun)
1959	Mandaraberge, vor allem Matakam, Sattalatal (Nordkamerun)
1961	Dahomey (jetzt Benin)
1963	zweite Dahomey Reise (jetzt Benin)
1964	Frühjahr, mit Landrover ab Bern ins Tassili N'Ajjer, Felsbilder (Algerien)
1964/65	Mit Landrover ab Bern bis in den Kongo (Zaire). Standort Matadi im Mayombé Gebiet.
1966/67	Mit Landrover ab Bern durch die Sahara in den Niger. Aïr, Tenere, Bilma, Kaouar
1968	Niger, Standquartier Agades, Aïr-Reisen, dann mit dem Landrover durch die Obervolta bis Korogo zu den Senufo
1969	Von Korhogo zu den Lobi (Elfenbeinküste), wieder zurück in den Niger, Standquartier Agades, Aïr-Reisen.
1970	1. Standquartier Bali in Westkamerun, zweites Standquartier dann wieder Mokolo in den Mandarabergen (Frühjahr)
1970	Von Bern aus mit Landrover wieder durch die Sahara in den Niger. Agades–Aïr, dann Standquartier in Zinder. Unterbruch über Weihnachten–Neujahr.

1971 Niger, Westgebiete, Pirogenfahrt auf dem Niger, dann Reise durch die Obervolta nach der nördlichen Elfenbeinküste, nach Mopti in Mali und zu den Dogon, Rückfahrt durch die Homboriberge nach Gao und Heimflug ab Niamey.
1972 Nordkamerun
1973 Von Niamey (Niger) mit Landrover in die Mandaraberge
1975 Standquartier N'Guigmi an der Nordwestecke des Tschadsees (Niger) Mangaprovinz, südöstlicher Tenere, Tschadsee
1977 Rund um die Tenerewüste (Niger) mit Landrover von Agades durchs Tamrit Bergland nach Nguigmi, nordwärts nach Bilma, in den Kaouar und Djado, westwärts in den Aïr und zurück nach Agades.
1979 Nordkamerun, Mandara vor allem
1980 Zweite Reise in die Alantika. Standquartier Poli und Wangai (Nordkamerun)
1982 Dritte Reise nach Poli und über den Faro an den Fuss der Akantika. Ausserdem zum ersten Mal bei den Ray Bouba (Nordkamerun)

René Gardi's Afrikabücher

1950 *Blaue Schleier – Rote Zelte.* Orell Füssli, spanisch, englisch, holländisch. Vier Auflagen, vergriffen.
1952 *Tschad.* Erlebnisse in der unberührten Wildnis um den Tschadsee. Orell Füssli, spanisch, schwedisch. Drei Auflagen, vergriffen.
1953 *Mandara.* Unbekanntes Bergland in Kamerun. Orell Füssli, italienisch, spanisch, holländisch, japanisch. Drei Auflagen, vergriffen.
1954 *Der schwarze Hephästus.* Über Eisengewinnung in Nordkamerun. Nicht im Buchhandel, Verlag René Gardi, vergriffen.
1955 *Kirdi.* Unter unbekannten Völkern Nordkameruns. Scherz-Verlag, französisch, dänisch, schwedisch, italienisch. Zwei Auflagen, vergriffen.
1962 *Schwarzes Arkadien.* Text zu Skizzen von Viktor Surbek. Orell Füssli, vergriffen.
1964 *Kiligei.* Geschichte aus Afrika. Sauerländer, vergriffen.
1967 *Sahara.* Monographie einer Wüste. Kümmerly und Frey, französisch, englisch. Drei Auflagen, vergriffen.
1969 *Unter afrikanischen Handwerkern.* Verlag René Gardi, französisch, englisch. Vier Auflagen.
1969 *Heiteres aus Afrika.* Kleine Geschichten aus meinen Tagebüchern. Benteli. Zwei Auflagen, vergriffen.
1969 *Felsbilder der Sahara.* Orbis Pictus. Hallwag. 19 Farbtafeln, Texte dazu von Jolantha Neukomm-Tschudi, französisch. Zwei Auflagen, vergriffen.
1971 *Cram – Cram.* Erlebnisse rund um die Air Berge in der südlichen Sahara. Benteli, vergriffen.
1973 *Auch im Lehmhaus lässt sich's leben.* Über traditionelles Bauen und Wohnen in Westafrika. Verlag René Gardi, französisch, englisch. Zweite Auflage.
1975 *Weisheiten und Narrheiten.* Allerlei aus meinen Tagebüchern. Benteli, Zwei Auflagen, vergriffen.
1977 *Tenere.* Die Wüste in der man Fische fing. Verlag René Gardi.
1980 *Alantika.* Unbekanntes Bergland in Nordkamerun. Verlag René Gardi.

Die wichtigsten Filme

1959 *Mandara,* Zauber der schwarzen Wildnis. 35 mm, mit Charles Zbinden †
1961 *Dahomey,* eine Monographie über Dahomey im Auftrag des VSK, Basel mit Armin Schlosser
1963 *Die Glasmacher von Bida.* Fabrikation von Glasringen etc. in Nigeria mit Ulrich Schweizer
1964 *Nous, les autres,* ein Film über eine Schule in Matadi, Zaire, und deren Schüler. Im Auftrag des HEKS. Mit Ulrich Schweizer
1967 *Die letzten Karawanen,* ein Film über die Salzkarawanen in der Tenerewüste, Rep. du Niger. Mit Ulrich Schweizer